mitgenießen. Eine Mutter, die das Gefühlsleben ihres Sohnes verstehen konnte, war sie allerdings nicht, doch sie lebte nur für ihn, und als er sein erstes größeres Honorar erhalten hatte, lief er noch am späten Abend stundenweit, um der in ihrer armseligen Stube am Spinnrad sitzenden alten Frau die frohe Nachricht zu überbringen.

Richard Wagner war achtzehn Jahre alt, als ihm das „erste Hoffnungslächeln" seiner Mutter zuteil wurde, ein kleines Zeichen ihres Vertrauens zu seinem Musikerberuf, nachdem er ihr während seiner „bösen Studentenzeit" viele Sorgen gemacht hatte. Ihr Sorgenkind blieb er auch, aber da ihr Hauptcharakterzug „drolliger Humor und gute Laune" war, nahm sie seine ersten Mißerfolge ruhig hin. Selbst seine frühe Heirat, die ihr argen Kummer bereitete, verbitterte sie nicht gegen den Sohn. Die sorgenzerquälten Zeiten, die sein Schaffen immer wieder trübten, erlebte sie ja glücklicherweise überhaupt nicht mehr. Welche Kämpfe ihrem Sorgenkind noch vorbehalten waren, ehe endlich der Erfolg sein Werk krönte, das hätte sie, die ihm einst nur „mit Zagen" das Geld zum Einkauf des ersten Notenpapiers gegeben hatte, sich wohl nie und nimmer träumen lassen.

Ein Schmerzenskind im wahrsten Wortsinn war Arthur Schopenhauer für seine Mutter. Hart gegen sich selbst und verbissen in seine pessimistischen Anschauungen, war er ihr Widerspiel in allen Dingen. Bis es so weit kam, daß Mutter und Sohn sich trennten auf Nimmerwiedersehen. Auch die Mutter Friedrich Nietzsches hat die Schmerzen der Mutterliebe besser kennen gelernt als ihre Freuden. Anfangs, als der Sohn mit vierundzwanzig Jahren schon Universitätsprofessor wurde, keimte freilich leise der Stolz in ihr auf das „große Tier", wie sie ihn scherzhaft nannte, aber dann verdrängten allmählich Leid und Sorge alles Mutterglück. Sie mußte den genialen kranken Sohn wieder wie ein kleines Kind pflegen, aus- und ankleiden, mußte ihn hüten vor der Neugier der Menschen und fühlte doch im Inneren, daß er recht hatte, als er ihr schrieb: „Ich weiß, daß sich in fünfzig Jahren das Urteil über mich herumgedreht haben wird und in welcher Glorie von Ehrfurcht dann der Name Deines Sohnes strahlen wird ..." Obwohl sie, die fromme, einfache Pfarrersfrau, für die Lehren ihres Sohnes immer nur ein kaum verhülltes Entsetzen aufbringen konnte. Ein ähnliches Schicksal war der Mutter Hölderlins beschieden. Auch sie nahm den geisteskranken Sohn wieder zu sich, als die Welt ihn nicht mehr verstand, und pflegte ihr Schmerzenskind geduldig und gütig, bis es die müden Augen schloß. Und Grabbes zerrüttetes Leben endete gleichfalls in den Armen der Mutter, des einzigen Menschen, der ihm seine Fehler verzieh und nachsah.

So ist es denn, so weit und wohin man sieht, überall dasselbe. Fast jeder Mensch war irgendwann das Schmerzenskind seiner Mutter. Anders ist kaum jemand ins Leben hinaus und den weiten Weg zu Ruhm und Glück gegangen. In jedes dieser Schmerzenskinder legte die Mutterliebe den Grundstein zu seinem Sein und Werden. Und dieser Grundstein hat dann den Bau getragen, wenn er auch noch so hoch in den Himmel wuchs.

Lisa in der Küperei.

Skizze von Walter Persich.

Dies ist die Geschichte vieler träumerischer Sonnabendnachmittage mit jener fast feierlich anmutenden Stille des Hafens vor dem Festtag. Manchesmal sitzt an Bord eines der am Kai vertäuten Schiffe ein Matrose mit einer Mundharmonika, einen albern-süßlichen Schlager spielend, der zur Küperei traurig herüberschallt. Anfangs war es Meister Balje allein, der auf der Bank vor der Werkstatt saß, seine Arbeitsschürze noch vor dem Alltagsrock. Holzstaub und Späne klebten wohl in seinem grau werdenden Bart und Haar. Später kam Elisabeth dazu.

Elisabeth ist das schönste Mädchen des Hafenviertels. Die Matrosen sind verrückt nach ihr, und auch die jungen Leute aus den Kontoren. Aber Elisabeth ist ernst geworden, seit der Bruder davonging.

Ernst Balje war der jüngste Sohn. Die beiden älteren, des Meisters tüchtigste Gesellen, hat damals der Krieg genommen. So war der kleine Ernst neben der geschäftigen Schwester seinen Träumereien überlassen. Und oft schon in seiner Kindheit konnte man ihn stundenlang nicht finden. Wenn er dann viel zu spät abends heimkehrte, erzählte er von den herrlichen Sachen an Bord eines Schiffes.

Aber Meister Balje wollte davon nichts wissen. Am Tage nach der Schulentlassung brachte er den Jungen in die Werkstatt, band ihm die Lehrlingsschürze vor und gab ihm den ältesten Gesellen zur Seite.

Diesen Tag versuchte Ernst sein Heil mit Bandeisen und Hammer, und es ist nie herausgekommen, wie er es fertig brachte, zwischen dem Aufräumen der Werkstatt und dem Heimweg zu verschwinden ...

Der alte Balje wird es nie begreifen. Warum will ein Mensch mit gesunden Armen und klugem Kopf nicht Küper werden? Wie sollten die Schiffe in Bewegung gesetzt werden, wenn keine Werkstätte mehr Fässer liefern würde für die Ladungen von Grüner Seife, Tran, getrockneten Früchten und vielerlei anderem! Balje waltet schweigsam zwischen seinen Gesellen. Sie lernen es bald, dem Wink seiner Augen zu gehorchen. Immer hagerer wird der Meister. Er fällt zusammen wie ein Wrack, nur eine geheimnisvolle Kraft hält diesen dem Anschein nach so schwach gewordenen Menschen aufrecht.

Sagte ich nicht, daß alle Männer am Hafen sich die Hälse ausrecken und der schönen Lisa lustig ins Auge blinzeln? Dennoch wagt keiner sich an sie heran — nur mit einem jungen Seeoffizier hat sie manches nette Gespräch geführt. Und der ist nun zum Kapitän befördert worden. Denn auf einer großen Fahrt konnte sein Schiff einem bedrängten anderen zu Hilfe eilen und Mannschaft und Passagiere retten. Stolz und Glück lenken seinen Schritt gleich nach der Heimkehr in Meister Baljes Werkstatt. Er will dem Alten die Hand schütteln, er will Elisabeth fragen, ob sie seine Frau werden will ...

Kaum hat er die ersten Worte gesprochen, als Balje umfällt; glatt wie ein Stück Holz schlägt der Handwerker zu Boden. Der Kapitän kann nur noch zu einem Arzt eilen. Balje muß ins Krankenhaus geschafft werden. Er hat einen schweren Schlaganfall erlitten.

Lisa tut nun etwas, womit niemand bisher gerechnet hat: Ihres Vaters Arbeitsschürze bindet sie um den schlanken Leib und stellt sich mitten unter die Gesellen. „Leute!" sagt sie. „Ihr kennt Vater. Er liegt schwer darnieder, und niemand weiß, ob er je wieder den Hammer führen wird. Mein Bruder ist davongegangen. Nun muß ich mein Gesellenstück ablegen, da kein Sohn an die Stelle des Meisters treten kann!"

Lisa geht im Arbeitsgelärm der Werkstatt umher wie ein Mann. Wenn die Sonne das reiche Haar des Mädchens vergoldet, dann lächeln wohl die Gesellen, und sie schaffen alle noch mehr als zu des Meisters Zeiten.

Monate vergehen, dann kann Balje mühsam seine Glieder bewegen. Als er den ersten Morgen an Lisas Arm die Werkstatt betritt, sehen seine alten Augen ein ganz neues Bild: Die Fenster funkeln klar wie Kristall. Die rohen Wände sind verschwunden unter schönen Farben, und eine Ordnung ist eingezogen, wie Balje selbst sie früher nicht gekannt hat. Ja, sogar zwei Gesellen mehr schaffen an den Arbeitstischen!

Balje, der ewig Rastlose, bringt es fertig, still in einer Ecke zu sitzen. Er lächelt leise und beglückt, wie seit Jahren nicht, und am Sonnabendnachmittag sitzen sie nebeneinander auf der Bank vor der Küperei, der halblahme Meister und seine Tochter. Ihre Arbeitsschürze ist beschmutzt, und in ihrem Haar schimmert Holzstaub des Werktages.

An einem dieser Sonnabende sehen Vater und Tochter über die Gangway eines großen am Kai liegenden Schiffes den jungen Kapitän winken. Dann kommt er schnell herunter, und neben ihm geht ein breitschultriger Mensch.

Lisa hebt ungläubig ihre Augen, und Balje starrt den beiden Entgegen. Der Kapitän reicht dem Alten die Hand. „Ich wollte Ihnen Ihren Sohn bringen, Meister!" sagt er frohgemut. „Wir sind uns in Rotterdam begegnet, und da habe ich ihm erzählt, daß er hier nützlicher sein kann. Mag er dort auch der Meister über alle gewesen sein!"

„In der Werkstatt?" Balje versucht sich zu erheben und stützt sich auf die Schultern des Jungen.

„Ja, Vater, als es mit der Seefahrt nicht mehr so ging, wollte ich nicht als Gestrandeter zurückkehren. Ich holte in Rotterdam meine Lehrzeit in einer Küperei nach und fand soviel Gefallen am Handwerk, daß ich des Meisters rechte Hand wurde und seine Tochter zur Frau haben sollte. Kapitän Matthes aber meinte, ich müsse hier nach dem Rechten sehen."

„Du kommst noch gerade früh genug", sagt Lisa mit ihrer dunklen Stimme. Sie drückt ihm mit männlicher Kraft die Hand, wirft den Kopf zurück, daß Späne und Holzstaub aus dem Haar fliegen. „Hier, diese Schürze magst Du künftig tragen. Und willst Du die Holländerin zur Frau nehmen, so hast Du eben zwei Werkstätten. Das kann nicht schaden."

Wortlos legt sie ihre Arme um des Seemanns Hals: „Und ich werde Kapitänsfrau!" — — Vom Schiff her klingt leise eine Mundharmonika.

Die Unterhaltung

Nr. 109 — Samstag, 11. Mai 1935 — 55. Jahrgang

Benedikta

Ein Roman aus deutscher Vergangenheit von Leontine von Winterfeld-Platen.

(27. Fortsetzung.) Urheber-Rechtsschutz: Drei-Quellen-Verlag, Königsbrück i. Sa.

„Graf Eberhard muß sich verpflichten, die Burgen Wittlingen und Remseck auf zwei Jahre als Friedenspfand herzugeben, seine Schulden zu bezahlen und die Mauern Stuttgarts brechen zu lassen."

Eine milde, freundliche Stimme tönt da aus der Tiefe des Zeltes.

„Das sind, bei Gott, gute Bedingungen, mein König. Und ich meine schier, daß dieser zornmütige Heißsporn Graf Eberhard, der Euch in allem trotzen will, mit Freuden darauf eingehen wird, wenn ihn und die Seinigen der Hunger zu plagen beginnt. Ach, dann hätte dieses furchtbare Blutvergießen endlich ein Ende, das den Heiligen so wenig wohlgefällt!"

Die Stimme kommt von einem freundlichen, runden Angesicht, das dem Bischof von Basel gehört, der sich bis dahin schweigend im Hintergrunde gehalten hat. Denn er wartet darauf, daß Heinrich von Isny vom König entlassen wird, dieweil er mit dem Kanzler dasselbe Schlafzelt teilt, wenige Schritte nur vom königlichen Zelt entfernt. Es ist spät, und der gute Bischof von Basel ist müde. Aber wie kann er zum Aufbruch mahnen, wenn dringende Staatsgeschäfte der Erledigung harren? So hat er geduldig im Hintergrund gewartet auf einer rohen, harten Holzbank, verstohlen mit der Linken ab und zu ein Gähnen unterdrückend. Seine klugen, guten Augen, die die Kunst so sehr lieben, gehen dabei wägend und prüfend in tiefen Gedanken über die ernsten Profile des Königs und seines Kanzlers, die wie aus Stein gemeißelt, im zuckenden, roten Fackellicht sich über das knisternde Pergament gebeugt haben. Des Habsburgers Angesicht mit dem weit vorgeschobenen Kinn und der sorgendurchfurchten Stirn. Des Kanzlers Profil scharf und hart, als wäre es keiner Milde und Güte zugänglich. Und des freundlichen Bischofs Brust hebt sich unter einem tiefen Seufzer, wenn er daran denkt, wie sehr der deutsche König im Banne dieses finsteren, unheimlichen Kanzlers steht.

Stiller wird es im Lager. Lautlos löst der schwere, trübe Herbstabend sich auf in eine schimmernde Mondnacht. Von der verwitterten Birke neben dem Königszelt fällt zitternd ein gelbes Blatt auf den von hundert Hufen zerstampften Boden. Irgendwo wiehert ein Pferd im Traum. Knisternd verglimmen die Wachtfeuer. Sie haben ihre Pflicht getan. Nun kommt der große, stille Mond und löst sie ab.

In tiefem Frieden schlafen die Tausende auf dem weiten Feld um Stuttgart. Und ihre Schwerter, die neben ihnen liegen, blinken im Mondlicht wie unschuldiges Kinderspielzeug. Und doch wartet ihrer morgen heißester Kampf und Sturmangriff und rotes Menschenblut.

Ein Wind fährt über die Schlafenden und trägt unruhige Stimmen herüber.

Gerold und Ingo, die gerade zur Ruhe gehen wollen, heben lauschend den Kopf. Die Stimmen werden heftiger und nähern sich. Es scheint, als ob einer der Wachtposten fremde Eindringlinge aus dem Lager weisen will. Denn es kommt nicht selten vor, daß fremdes Landstreichervolk sich des Nachts an den Lagerfeuern wärmen will. Fremder Kundschafter wegen muß man auf der Hut sein, und die Posten haben auch diesbezüglich strenge Anweisungen. So steht auch jetzt der Landsknecht breitbeinig am Eingang der Zeltreihe und verwehrt zwei müden Reitern den Zutritt. Sie sind beide von ihren dampfenden, zitternden Pferden gestiegen, die das spärliche Gras am Grabenrand gierig zu raufen beginnen. Es scheint ein Fahrender und ein Mönch zu sein.

Der Fahrende, mit Sack und Saitenspiel auf dem Rücken, steht ernst und groß vor dem scheltenden Manne.

„Wir wollen nur den Ritter vom Wildenstein sprechen, Geselle. Wir sind mit wichtiger Botschaft hergesandt, die keinen Aufschub erduldet."

Höhnisch lacht der Soldat.

„Das kann ein jeder sagen. Habt Ihr ein Papier oder sonst einen Ausweis?

Der alte Waffenmeister tritt vor und legt dem Landsknecht begütigend die Hand auf die Schulter.

„Gemach, mein Sohn. Ich nehme es auf mich, die beiden zum Wildensteiner zu führen, denn ich kenne ihn wohl."

„Die liegen jetzt alle im tiefen Schlaf, die hohen Herren. Denn morgen ist ein heißer Tag", brummt unwillig der Landsknecht.

Darüber hat keiner Acht auf das Mönchlein, das sich, zu Tode erschöpft, auf einen umgestürzten Karren niedergesetzt hat. Die Kapuze ist weit über sein Gesicht gezogen, so daß man seine Züge nicht erkennen kann. Als der Waffenmeister zu sprechen anhebt, hat auch das Mönchlein den Kopf gehoben, denn es merkt, daß ihm und seinem Gesellen in dem graubärtigen Alten ein Helfer und Fürsprech erstanden ist. Und wie es so aufmerksam die Züge des Redenden mustert, fällt auch sein Blick auf das Angesicht des jungen Begleiters. Und da muß der Mönch an sich halten, um nicht laut aufzuschreien. Denn dies Gesicht — bei allen Heiligen! —, dies Gesicht! Und der junge Mönch klammert sich mit zitternden Händen an den Karren, daß er nicht umfällt. Und es geht ein Schüttern durch seinen ganzen Körper beim Anblick dieses Gesichtes. Die Lippen muß er zusammenpressen, um nicht laut hinauszuschreien: „Ingo! Bruder Ingo!" Aber das ist ja Wahnsinn, heller Wahnsinn! Ist Bruder Ingo nicht tot und schläft unter den rauschenden Bäumen hinter der hohen Klosterkirche? Aber kann es noch ein zweites solches Angesicht geben auf dieser Welt? Oder

will ihn der Teufel narren und mit irren Spukgeschichten ablenken wollen dicht vor dem Ziel? Nach unermüdlichem, rastlosem Reiten Tag und Nacht zum Heerlager des Königs? Zum Zelte des Wildensteiners, der helfen soll? Der Sturmvogel retten soll aus ihrer großen Not?

Und der Mönch krampft die schmalen, weißen Hände ineinander und zwingt den Blick fort vom Angesicht des jungen Reitersmannes, der neben dem gewaltigen Waffenmeister steht. Aber immer wieder kehrt der verstörte Blick aus dem Schatten der Kapuze zurück zu dem anderen und rätselt in seinen Zügen. Rätselt an diesem schmalen, herben Gesicht mit den durchdringenden Falkenaugen, die keiner vergessen kann, der sie einmal gesehen. Ihr Heiligen, wie ist das möglich? Solche Ähnlichkeit! Solche Ähnlichkeit!

Weiche von mir, Satan, daß du mir nicht Bilder vorgaukelst, die mich ablenken wollen von dem einen großen Ziel! Von dem Kampf um die Freiheit der Mutter!

Wie im Traum hört das zitternde Mönchlein jetzt die Worte des alten Waffenmeisters zum Fahrenden.

„So kommt. Ich will Euch den Weg zeigen zu dem Wildensteiner. Sein Zelt ist nicht weit von hier."

Und er geht den beiden voran, die schmale Lagergasse entlang.

Als der Waffenmeister den Vorhang hebt am Zelt des Wildensteiners, scheint der Mond voll herein, daß man alles deutlich erkennen kann. Aber das Zelt ist leer.

„So wird er beim König sein. Im Zelte des Königs ist noch Licht."

Kopfschüttelnd bleibt Gerold stehen und sagt bedachtsam: „So müßt Ihr noch warten."

Aber schon steht der junge Mönch vor dem Zelte des Habsburgers. Es hat den Anschein, als will er stracks hineingehen, ohne zu fragen.

Aber die Wachen kreuzen die Speere und ihre Gesichter sind finster dabei.

„Hier darf niemand hinein. Der König arbeitet mit dem Kanzler. Der Ritter vom Wildenstein und der Bischof von Basel sind auch darin."

Der Mönch greift in die gekreuzten Speere und sagt hell: „Ich muß hinein. Es geht auf Leben und Tod."

„Seid Ihr wahnsinnig?"

Aber ehe die Wachen ihn noch zurückstoßen können, hat er die Kapuze von sich geworfen. Lang und goldblond fluten die banddurchflochtenen Zöpfe über den Rücken. Blaue Augen blitzen die erschrockenen Wächter an.

„Ich bin des Wildensteiners Tochter und muß ihn augenblicklich sprechen!" Die Männer im Königszelt sind von dem Stimmengewirr aufmerksam geworden. Der Wildensteiner ist aufgesprungen und schlägt den Zeltvorhang zurück, um zu sehen, wer dort sei und wer es wagt, den König noch so spät zu stören. Als die hohe, kraftvolle Gestalt des Wildensteiners vor dem Zelteingang steht, fliegt Benedikta ihm mit einem Schrei an den Hals.

„Vater, liebster Vater! Den Heiligen sei Dank!"

Er hält die zitternde Gestalt fest im Arm und schüttelt in großem Staunen immer wieder den Kopf.

„Was ist geschehen, Benedikta, daß du zu mir hierher kommst ins Lager?"

„Die Mutter!" stammelt sie, „die Mutter! Sie ist in höchster Gefahr!"

„Um Gott, Kind, ist Sturmvogel krank?"

„Nein, Vater, man hat sie gefangengesetzt im Turm zu Fridingen. Dieweil sie eine Hexe sein soll!"

Der Wildensteiner schiebt sein Kind ein wenig von sich und greift sich mit beiden Händen an die Stirn.

„Bei Sankt Georg! Das ist ja heller Wahnsinn! Sturmvogel eine Hexe? Das ist ein übler Scherz, aber nimmermehr ernst zu nehmen!"

„Doch, Vater, doch! Sie ist gestürmt bei Wasser und Brot. Nun schon etliche Tage. Es heißt, man will nun an die Folter gehen, weil sie allweil leugnet. Vor dem Rat der Stadt hab' ich gekniet und um Erbarmen gefleht, es war alles umsonst. Als habe der Teufel ein giftiges Mißtrauen gesät, so fürchten sie plötzlich alle unsern Sturmvogel. Da wußt' ich mir keinen anderen Rat in meiner Not und bin zu dir gekommen."

Steil steht der Wildensteiner, die Hände zu Fäusten geballt in heißem Zorn. In seinem ernsten, durchfurchten Gesicht ist Kampf und Qual.

„Ich kann ja nicht fort hier, mein Gott, — weil ich König Rudolf Treue schuldig bin! Weil morgen Sturm angesetzt ist auf Stuttgart und mein Fähnlein dabei ist!"

Benedikta hat die Hände zusammengepreßt. Ihr weißes Gesicht ist voll Todesangst.

„Wenn du nicht gleich kommst, Vater, so tun sie der Mutter ein Leides an!"

Da legt sich dem Wildensteiner von hinten eine Hand schwer auf die Schulter. Und König Rudolfs tiefe Stimme sagt begütigend:

„Ich habe alles mit angehört, Wildensteiner. Ihr müßt reiten. Ich habe Hilfe genug am morgigen Tage. Es sind ja beim Sturm nur die Massen nötig. Ob da ein Führer mehr oder weniger ist, fällt nimmer ins Gewicht. Euer Fähnlein bleibt ja hier, und ich werde ihm einen anderen Führer ausersehen."

Der Wildensteiner greift nach seines Königs Hand und zieht sie an die Lippen.

„Ich danke Euch, Herr! O ich danke Euch! So will ich eilends mein Pferd satteln lassen und reiten."

„Jetzt in der Nacht?"

„Ja, Herr, jetzt in der Nacht. Denn es geht um das Leben meines Weibes."

Benedikta atmet schwer.

„Nimm mich mit, Vater!"

Aber Binder schüttelt den Kopf.

„Wir sind Tag und Nacht geritten, Herr, daß ich meinte, die Jungfrau möchte schier zusammenbrechen. Nun ist ihr vor allem Ruhe not."

Da nimmt der Wildensteiner sein Kind bei der Hand.

„Der Alte hat recht. Wenn du ausgeruht bist, folgt ihr mir nach. Ich darf jetzt keine Zeit versäumen. Meine Pferde sind frisch und haben tagelang gestanden."

Der freundliche Bischof von Basel tritt neben das Mädchen.

„Seid ohne Sorge, Wildensteiner. Euer Kind steht unter meinem Schutz. Ich geleite sie, wenn ihr Körper wieder die Mühen des langen Rittes tragen kann."

Der Wildensteiner sieht nach dem Mond, gibt kurzen, knappen Befehl, daß man ihm sein Pferd sattle, und führt Benedikta hinüber in sein Zelt. Da bettet er die Todmüde auf seinem eigenen Lager und deckt sie mit seinem Mantel zu. Er ist stolz auf sein Kind, das solches tat um der Mutter willen. Dann rüstet er sich selber zum Ritt.

Es ist noch keine halbe Stunde vergangen, da jagt des Wildensteiners schwarzer Hengst in die Nacht hinaus.

*

Binder hat nach den Pferden gesehen und den Ermatteten Futter geschüttet. Nun wickelt er sich in seinen Mantel und legt sich vor den Eingang von des Wildensteiners Zelt. Hier will er Wache halten, bis Benedikta ausgeruht ist und sich meldet. Aber ein anderer hält auch schon Wache, das bloße Schwert im Gurt.

„Wir können uns ablösen, Alter, denn die Nacht ist noch lang. Und Ihr habt einen scharfen Ritt hinter Euch und braucht Ruhe."

Binder reibt sich die Augen und starrt im hellen Mondlicht zu dem jungen Reitersmann hinüber.

„Wer seid Ihr, Herr?"

„Ich heiße Ingo."

Mißtrauisch ist der Blick des Alten.

„Und warum wollt Ihr wachen hier? Kennt Ihr die Jungfrau?"

„Ich kenne sie wohl. Sie hat mir einst das Leben gerettet."

Lange und ernst betrachtet Binder den anderen. Das schmale, edle Gesicht mit den klaren Falkenaugen muß ihm wohl Vertrauen einflößen, daß er sich beruhigt auf die andere Seite legt und in wenigen Minuten fest eingeschlafen ist. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Eisheiligen von Sanssouci

Historische Skizze von Franz Klinkhardt

Ueber Schloß und Park Sanssouci spannte der sonnendurchtränkte Frühling des Jahres 1786 seinen seidig blauen Himmel. Der alte König stand am Rand der Terrassen und sah den Windspielen zu, die wie weiße Wirbelwölkchen durch das junge Maigrün jagten.

Des Königs Auge blickte mild und versonnen. Frühling —, hatte er noch ein Recht darauf? Am Rande des Spätherbstes stand er — — Was sollte ihm der Mai, was sollte ihn das Aufblühen im Park freuen — — —

Freilich, die Gicht plagte seit ein paar Tagen kaum noch. Langsam schritt Friedrich in den Sonnenschein. Mit devotem Gruß trat der alte Hofgärtner beiseite. Der König nickte ihm zu. „Will meine Orangen sehen! Warum hat Er sie noch nicht herausgestellt?"

„Um Vergebung, Majestät, ich dachte — — —"

„Zu faul, was?" In Friedrichs Augen stand wieder der stahlharte Glanz, der nur selten einem milden Zug wich.

„Majestät, ich tat immer meine Pflicht. Aber wir schreiben erst den 11. Mai."

„Und was soll das? Sieht Er den Frühling nicht mehr? Wo ich fast noch an ihn glauben gelernt habe? Heraus mit der Orangerie an die Sonne! Braucht Sonne, vielleicht noch mehr als ich."

„Majestät — — —" Ein banger Ausdruck malte sich im Gesicht des alten treuen Dieners. „Ich liebe die Orangen, als ob sie meine leiblichen Kinder wären. Aber sie dürfen noch nicht heraus, es ist erst der 11. Mai, noch sind die gestrengen Herren nicht vorüber."

„Gestrenge Herren?" Hart stieß der Krückstock auf. „Wüßte keinen Herrn, der außer mir befiehlt in Sanssouci. Geh' Er mir mit seinem Ammenmärchen von den Eisheiligen! Ich, Sein König, befehle: Es ist Frühling in Sanssouci, heraus mit der Orangerie!"

Und an dem sich stumm verneigenden Gärtner vorbei schritt Friedrich weiter in den Park.

Am Abend grüßte von Schloß Sanssouci über die Terrassen herab die dunkelgrüne Parade der Orangenbäumchen. Letzte Strahlen der sinkenden Sonne streuten einen goldenen Schimmer darüber. „Frühling, es ist Frühling in Sanssouci!" flüsterten des Königs Lippen.

Wohl zehnmal stand in der Nacht der alte Gärtner auf. Sorgend spähte er Stunde um Stunde hinaus, ob nicht unversehens der tückische Frost ins Land gezogen kam und eisiger Reif die schutzlosen Bäumchen erstickte. Aber der linde Südwest blieb. Lau war die Nacht wie im hohen Sommer, und gute Sterne leuchteten mild herab. — —

Spöttisch verzogen sich am anderen Morgen des Königs Lippen. „Was sagt Er nun? Seinetwegen hätten die Orangen verkümmern können im muffigen Schuppen. Eisheilige — —, solch ein Gewäsch! In diesen Frühling fällt kein Reif mehr, hat Er mich verstanden?"

Der alte Hofgärtner nickte, aber man sah es ihm an, daß er nicht der Meinung des Königs war, und er schwor bei sich, auch die nächste Nacht getreulich durchzuwachen, um die geliebten Orangen vor dem Todeshauch der schlimmen Heiligen zu bewahren. — —

Und wieder ging in strahlender Schönheit der Maitag zur Rüste. Windstill stand die Luft. Der alte Gärtner wußte, was das zu bedeuten hatte. Der Wind sprang jetzt um auf Ost. Zwischen Spätnacht und Morgenfrühe würde der Frost da sein. Aber das durfte man dem König nicht sagen. Die Warnung konnte nur den geschärften Befehl zur Folge haben, nun erst recht die Bäume im Freien zu lassen.

Der Gärtner hatte seine Kräfte überschätzt, als er sich vornahm, auch diese Nacht zu durchwachen. Nach Mitternacht schlief der alte, treue Diener ein, um erst am Morgen zu erwachen. Weißer Reif war inzwischen über Sanssouci gefallen. Die hell strahlende Morgensonne verwandelte ihn zu Tauperlen, die millionenfach an den Gräsern funkelten. Aber braun und verdorrt stand die am Abend noch so lebensgrüne Parade der Orangenbäumchen. Der Eishauch St. Servatii hatte in wenig Stunden alle Bäumchen gemordet. Nicht eins war verschont.

Friedrich ging die Reihe der abgestorbenen Bäume entlang. Gekrümmter war sein Rücken als vordem. Die Gicht plagte wieder, und der Funke von Lebensfreude, der in den stahlblauen Augen noch einmal kurz geglüht hatte, war erloschen. „Hätt's mir denken können. Habe nichts mehr zu befehlen und nichts zu siegen. Die gestrengen Herren regieren mein Sanssouci, werden auch mich wohl noch abberufen. Brauche mich um keinen Frühling mehr zu kümmern. Aus."

Der König wandte sich um und sah seinen Gärtner stehen. „Weine Er nicht, mein Alter! Hätte Ihm auch glauben können. Nun ist's zu spät. Will aber nicht wieder über Seine gestrengen Herren spotten, glaube auch, nächstes Jahr kaum noch Gelegenheit zu haben."

„Majestät!" Schmerzhaft durchfuhr es den alten Diener, der den Sinn der Worte seines Königs im Augenblick begriffen hatte.

Friedrichs Blick zielte irgendwohin ins Weite. „Alles findet seinen Schluß. Erst die Bäumchen. Dann wir."

Gesenkten Hauptes stand der alte Gärtner. Er hörte, wie der Klang des aufstoßenden Krückstockes fern und ferner verklang.

Dann faltete er die Hände zu einem stummen Gebet.

Zum Muttertag am 12. Mai.

Glückskinder und Schmerzenssöhne.

Von M. A. v. Lütgendorff.

Sie sind wohl alle Schmerzenssöhne gewesen für ihre Mütter, unsere Großen. Aber die unerschöpfliche Mutterliebe hat diese Schmerzen eingehüllt in unendliche Geduld und felsenfestes Vertrauen auf des Sohnes Wollen und Schaffen. Und hat auch standgehalten, wenn aller Erfolg versagte und das Mutterherz den letzten Schlag tat, lange ehe der Sohn das ersehnte Ziel erreicht hatte. In dieser Hinsicht war Goethe ein Glückskind wie nur wenige vor und nach ihm. Denn seine Mutter erlebte seinen Aufstieg und ließ sich ihr Mutterglück durch nichts trüben. Auch Schillers Mutter hat den Dichterruhm des Sohnes dankbar und stolz mitgenossen, aber Friedrich war und blieb doch ihr Sorgenkind, weil ihr die wechselnden Wendungen seines Schicksals immer von neuem schwere Stunden brachten. Dürers Mutter hat ihr arbeitshartes Leben zwar im Haus des Sohnes beschlossen, aber daß dieses eine unter ihren achtzehn Kindern einst einer der Größten seines Landes sein würde für alle Zeit, ahnte sie nicht, denn sie sah nur, wie er kämpfen mußte ums tägliche Brot. Aber sie hielt ihn oft aufrecht mit ihrem unerschütterlichen Gottvertrauen und hatte, wie er einmal schreibt, „alleweg große Sorg für unser Seel". Ehe sie starb, gab sie ihm noch ihren Segen und „viel schöne Lehr" und schlief dann unter seinem inbrünstigen Gebet hinüber. Auch Margret Luther hat ein gut Teil des kraftvollen Lebenskampfes ihres großen Sohnes miterlebt, aber damit auch ein gut Teil Erfolg dieses Kampfes. Sie war ein gerader aufrechter Mensch wie ihr Sohn, zu dem sie in allen Stunden ihres Lebens unentwegt hielt, wiewohl sie ihn als Kind freigebiger verprügelt hatte, als ihm lieb war. „Dir und mir ist niemand hold — das ist unser beider Schuld", sagte sie einmal in gutmütiger Ironie zu ihm, allein um ihren Martin machte sie sich dennoch keine ernsten Sorgen. Er stand in Gottes Hand, und ihn als Schmerzenssohn zu betrachten, ist ihr wohl niemals eingefallen.

Als Bismarcks Mutter die Augen schloß, war der Sohn noch der „wilde Bismarck" und hatte ihr noch nicht viel Freude gemacht. — Wie selig wäre die Ehrgeizige gewesen, hätte sie nur geahnt, was die Zukunft dem „Wilden" vorbehalten hatte! Doch gerade dieses Glück ist so vielen Müttern versagt geblieben. „Die eigene Familie könnt' ich — wenn auch nicht leicht — verschmerzen", schrieb Ludwig Thoma an einen Freund, „aber daß ich meine liebe Mutter verloren habe, noch bevor irgendein Erfolg ihr Zuversicht geben und mir den Dank ermöglichen konnte, das habe ich nie verwunden." War er doch in seiner Jugend ein rechter Schmerzenssohn gewesen und hatte der Mutter manche böse Sorge gemacht. Später wurde er ihr dann freilich ein wahrhaft guter Sohn, aber als sie von ihm ging, bedeutete ihr liebes Wort: „Es wird alles recht werden!" doch nur einen Trost für die noch unerfüllten Wünsche und Hoffnungen des Jungen. Viel Not und Sorge hat Jean Pauls Mutter mit ihrem Sohn geteilt, seine ersten Erfolge konnte sie aber immerhin noch